

Die „Volkswacht“
erscheint täglich Vormittag außer
Sonntag und ist durch die
Expedition, Neue Graupenstr. 1/3
bisch die Post und
durch Colporteurs zu beziehen.
Preis vierteljährlich M. 2.50,
pro Woche 20 Pf.
Postamtliche Nr. 7848.

Volkswacht

für Schlesien, Posen und die Nachbargebiete.

Organ für die werktätige Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“.

Inserionsgebühr
Beträgt für die einseitige
Beilage oder deren Raum
20 Pfennige, für Beilage mit
Veranstaltungs-Anzeigen
10 Pfennige.
Inserate für die nächste Nummer
müssen bis Vormittag 10 Uhr in der
Expedition abgegeben werden.

Nr. 185.

Montag, den 10. August 1896.

7. Jahrgang.

Die Socialdemokratie und die Armee.

Herr Bronsart von Schellendorf wird von der reactionären Presse als Staatsmann gefeiert. Er soll mit seinem Erlaß gegen „die socialdemokratische Agitation in der Armee“ eine „rettende That“ vollbracht haben.

Nach § 112 des Strafgesetzbuches wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft, wer eine Person des Soldatenstandes auffordert oder anreizt, einem Befehle des Vorgesetzten nicht Folge zu leisten. Nun konnte dieser Paragraph mehrfach nicht angewendet werden, weil eine Aufforderung zum Ungehorsam gegen einen bestimmten Dienstbefehl nicht vorlag. Mit dem Erlaß des Kriegsministers ist diesem Mangel abgeholfen; es liegt nunmehr ein Dienstbefehl vor. Man wird übrigens zugeben müssen, daß der „schneidige“ Kriegsminister recht spät auf diesen großartigen Einfall gekommen ist, der den § 112 in der Fassung der Umsturzvorlage ersetzen soll.

Dr. Böttcher von der „Nationalliberalen Correspondenz“, der ob seines Durchfalls in Waldeck noch immer wüthend ist und die Socialdemokratie bei jeder Gelegenheit anschnarrt, sowie die journalistischen Knappen des „Königs“ Stumm in der „Post“ geben ihrer Freude lauten Ausdruck, denn sie erwarten von der „That“ des Kriegsministers, daß auf dieselbe eine frische und fröhliche Socialistenhags folgen werde. „Es wird nun möglich sein“, rief triumpierend Dr. Böttcher, „Jeden zur Rechenhaftigkeit und Bestrafung zu ziehen, der den Versuch macht, einen Soldaten zur Theilnahme an socialdemokratischen Versammlungen, offenen oder geschlossenen, zu bewegen, der einen Soldaten auffordert, socialdemokratische Propaganda in der Armee zu betreiben, oder die Verbreitung socialdemokratischer Schriften zu unternehmen.“ Und in seiner Verzückung setzt der brave Mann hinzu: „Auf den Inhalt der Schriften kommt es dabei nicht an; es genügt, daß sie socialdemokratischen Ursprungs sind.“

Gott sei uns gnädig vor dem fürchterlichen Jorne dieses Dr. Böttcher! Wenn ein Socialdemokrat eine Druckschrift in der Hand hat, so braucht man nicht deren Inhalt zu untersuchen; sie ist „staatsverbrecherisch“: so lehrt es ja der große Meister im Sachsenwald, der die Socialdemokratie ja außerhalb des Gesetzes gestellt wissen will.

Nun, die Socialdemokratie hat oft genug Anlaß genommen, sich über deutsche Richter zu beschweren. Dennoch traut sie unseren Gerichten nicht zu, daß diese auf Grund der Verbreitung einer Druckschrift eine Verurtheilung aussprechen werden, ohne den Inhalt dieser Druckschrift zu berücksichtigen.

Man setze den Fall, daß ein Socialdemokrat in einer Familie hiers mit einem Soldaten zusammenkommt und von dem Soldaten um eine Lectüre gebeten wird. Er giebt dem Soldaten Hauffs „Richterstein“ oder Schillers „Dreißigjährigen Krieg“ oder Goethes „Wahlverwandtschaften“. Nach der Auffassung des Dr. Böttcher muß der Socialdemokrat wegen „socialdemokratischer Propaganda in der Armee“ bestraft werden! Schade, daß Dr. Böttcher nicht Präsident des Reichsgerichts ist!

Doch Spaß bei Seite — bezüglich der „socialdemokratischen Propaganda in der Armee“ bestehen große Irrthümer, die von der reactionären Presse geistlich genährt und verbreitet werden. Der Herr Kriegsminister scheint, wie so viele Militärs, Manages, was in den conservativen und nationalliberalen Blättern steht, für thatsächlich zu halten, was tendenziöse Machwerke dieser Blätter ist. Eigenes Material über diese „socialdemokratische Agitation“ in der Armee hat die Armeeverwaltung bisher kaum sammeln können. Man hört sehr häufig, daß die Kasernen unerwartet von unten bis oben peinlich nach socialistischen Schriften durchsucht werden; aber regelmäßig heißt es: Resultat gleich Null! Bei der Begründung der Umsturzvorlage hatte die Militärverwaltung durch einen preussischen Geheimen Kriegsrath Alles bezüglich Material, das sie besaß, beigeheuert. Es war so dürftig, daß es gar nicht in Betracht kommen konnte, und es befand sich darunter sogar eine satyrische Schrift, die gegen die Socialdemokratie gerichtet war, wie schon aus ihrem Titel, den der Herr Geheimen Kriegsrath mit allzu tiefem Ernste aufsaß, zu ersehen gewesen wäre. Aus diesem Umstande ergibt sich, daß es mit der „socialdemokratischen Agitation in der Armee“ in Wahrheit ganz anders aussieht, als die reactionären Blätter glauben machen wollen. Diese wollen den Spielbürger ängstlich und zu allen reactionären Maßregeln geneigt machen, indem sie sich geberden, als wüßten sie ganz bestimmt, daß Landwehr von Socialdemokraten Tag und Nacht thätig sind, um die Armee zu unterminieren, welche doch mit ihren Bajonetten und Kanonen die feuerfesten Gelbschranke gegen die Begehrlichkeit der Massen schützen soll.

Die socialdemokratische Partei als solche betreibt gar keine Propaganda in der Armee und hat nie eine solche betrieben. Wo das geschehen ist, haben es einzelne Personen auf ihre eigene Rechnung und Gefahr gethan; im Uebrigen ist es nur in ganz vereinzelten Fällen geschehen. Die Socialdemokratie hat es gar nicht nötig, in den Kasernen Propaganda zu machen, um die Mannschaften für sich zu gewinnen, die den arbeitenden Klassen angehören. Man ist vor allen Dingen davon ausgegangen, daß man den Soldaten keinerlei Unannehmlichkeiten bereiten dürfe; deshalb ist in der Presse und im Reichstage den Parteienoffenen, die zum Militärdienst herangezogen werden, der wohlgemeinte Rath gegeben worden, sich so tadellos wie möglich zu führen und weber sich noch Andere in Ungelegenheiten zu bringen. Dieser Rath ist auch allgemein befolgt worden.

Die Militärverwaltung will im Dienste die jungen Mannschaften in ihrem Sinne „erziehen“, d. h. sie zu Gegnern der Socialdemokratie machen. Und hier spielt sich der eigentliche Kampf oder Jagen wir „Wettbewerb“ zwischen Militärverwaltung und Socialdemokratie ab. Die jungen Socialisten, die in die Armee kommen, sind in ihren Anschauungen so ziemlich alle hinreichend gefestigt und die schönste „militärische Erziehung“ kann ihnen die socialistischen Grundbegriffe nicht mehr austreiben. Sie verhalten sich während ihrer Dienstzeit aber ruhig, um sich keinen Strafen auszusetzen. Sowie sie entlassen und aus dem Bereich der militärischen Jurisdiction gekommen sind, treten sie wieder als active Parteigenossen in die Bewegung

ein. Die militärische „Erziehung“ geht an ihnen spurlos vorüber.

Außerdem aber stellt sich die Militärverwaltung die Aufgabe, die von der socialistischen Agitation noch unberührten Mannschaften zu Gegnern der Socialdemokratie zu erziehen. Die Vorgesetzten, vom Major bis zum Feldwebel, sind in dieser Richtung sehr thätig und es werden den Mannschaften von ihnen jene bekannten Vorträge gehalten, die uns schon so viel Vergnügen gemacht haben, wenn sie an die Öffentlichkeit gekommen sind. Der Soldat soll mit dem „geistigen Rüstzeug“ ausgestattet werden, um den „Verführungen“ der Socialdemokratie zu widerstehen. Aber dies „Rüstzeug“ hält nicht lange vor; sobald der Proletarier des Königs Noth wieder auszieht, fällt er der capitalistischen Ausbeutung anheim und theilt sich am Klassenkampf, trotz der gehörten Reden, die ihm Major und Feldwebel gehalten haben.

Die Socialdemokratie ist dem Militarismus gegenüber entschieden im Vortheil und man sieht, daß sie die von dem Kriegsminister vorausgesehene „Agitation in der Armee“ in der That gar nicht nötig hat. Sie kann ja die militärischen Volksgenossen für sich gewinnen auf einem Gebiete, wozu der Arm des Herrn Kriegsministers gar nicht reicht.

Zweifellos aber wird der neueste Erlaß Unannehmlichkeiten genug bringen und wird namentlich dem Denunciantenthum Gelegenheit geben, in Thätigkeit zu treten. Das wird unserem Volke die „militärische Erziehung“ nicht sympathischer machen. Herr Bronsart wird die Socialdemokratie nicht überwinden.

Politische Rundschau.

Zu dem angekündigten Colonialskandal ist die „Münch. Allg. Ztg.“ von kompetenter Seite ermächtigt, gegenüber den in den Blättern umlaufenden Melbungen auf das bestimmteste zu erklären, daß Herr von Stetten allen Ausstreunungen darüber fernstehe. — Die Form dieser Erklärung schließt aber nicht aus, daß Herr v. Stetten von den Thatsachen, die dem neuen Colonialskandal angeblich zu Grunde liegen sollen, Kenntniß hat. Bekanntlich war Rittmeister Febr. v. Stetten Commandeur der Schutztruppe in Kamerun und ist mit dem Gouverneur von Kamerun v. Pattikamer in Conflict gerathen. Vor einem Jahr ist er deshalb nach Deutschland zurückgekehrt.

Zu derselben Angelegenheit sendet Herr Franz Giese, brecht der „Post. Ztg.“ eine Erklärung, in der er die „Enthüllungen“ des Rabelbrieffes der Chicagooer Zeitung „Der Arbeiter“ auf eine offenkundige Indiscretion zurückführt. Der Rabelbrief ist als ein ganz gemeiner Streich aufzufassen, der offenbar den Zweck habe, die gute Sache, die er diesmal zu vertreten die Ehre habe, in Mißcredit zu bringen. Dabei zeige sich der Verfasser des Rabelbrieffes sehr schlecht informiert. Giesebrechts Gewährsmann in Bezug auf diesen Fall sei nicht Vicegouverneur gewesen, sondern Commandeur einer Schutztruppe. Auch der weitere Inhalt des Rabelbrieffes beruhe in allen wesentlichen Punkten auf Erfindung. Im übrigen will Giesebrecht die in Frage stehende Sache binnen Kurzem der Öffentlichkeit übergeben.

Leue.

Roman von Nicolaus Krauß.

16
Der Heisch ließ sich ein Blatt geben, ohne etwas zu zahlen.

„Das dritte Blatt kost' ein Guldenzettel,“ mahnte der Bankhalter mit anschwellender Stimme.

„Gilt schon! Her damit. — Zweimüszwanzig!“
Der Alte schob seine Karten mit dem verpielten Betrag dem Bankier zu.

Das Spiel ging hin und her. Des Heischen Nachbar setzte zwei Gulden, erhielt zwei As und konnte gleich „einziehen“; trotzdem fluchte er ein „Krugtürken“ nach dem andern, weil er so dumm gewesen und nicht mehr gesetzt. Der Wack hatte das Grün-As in der „Lage“, und konnte versuchsweise ein Blatt für einen Guldenzettel; es war ein Dube, der zwei jählte. Sofort schrie er „opp!“ und glaubte gewonnen zu haben. Aber der Bankier bedeckte einundzwanzig „Augen“ auf, und die Freude des Diden ward zu Wasser. Und auch der vierte und fünfte Mitspieler hatte Unglück. In der Bank lagen zweiundabstzig Gulden, der Jahreslohn eines Großknechtes. Da wurde der Bankhalter aufgetraut.

„Na, Heisch, wieviel trauft Dich denn?“
„Weißt ja, daß i net viel mithab' — — da! Zwei Gulden!“

Diesmal schrie keiner „Opp!“ die Bank aber wurde „gelrecht“ ausgelegt.

Als das Spiel herum war, hatten alle verloren, mit Ausnahme des Alten.

„Hundertvierzig Gulden!“ rieferte Wack. „A hübscher Broden! Wacker, halt's j'sammen, d' Bank' muß wieder klein werden.“

Und die Männer hielten zusammen, beim Sehten stand sich die Bank auf netto dreihundert Gulden. Der Spieler wollte nicht die ganze Summe riskiren. Da legten die anderen, mit Ausnahme des Alten, zusammen, zweimaliges Abziehen, und auch diesmal hatte der Streicher-Franz gewonnen. Die Karten zitterten in seiner Hand, und einen lechenden Blick warf er auf den Teller, über dessen Rand die Banknoten bereits hervorquollen. Und aufatmend, daß es raffelte, stieß er hervor:

„Noch einmal zum!“
„Hopp!“ machte der Alte.
„Wie viel?“
„Hopp! hab ich g'sagt — Alles!“ — —

Als ihn der Bankier jagend und zweifelnd ansah, fuhr er mit der Hand in die Innere Tasche seines Jacketts und legte eine große leberne Geldtasche auf den Teller. Jetzt schnellte ihm der Bankier die Karte hin; während sie noch flog, sagte der Heisch schon „Hei!“, kalt und gleichgültig, als ginge das Spiel am Kupferse. Da er klein war und ganz zusammengebückt dasaß, der Bankier aber von oben herabgab, hatte er durch einen Blick erpäht, was für eine Karte er bekommen würde. Jetzt zog der Bankier ab, eine Sekunde nur „gustirte“ er, dann warf er jubelnd die Karten auf.

„Zwanzig.“
„Dins!“ kam die Antwort. „Was schauft mi denn so an? Seit die Welt steht, macht die Sax und der Zehner einundzwanzig — —“

Der Streicher-Franz fuhr sich mit beiden Händen an den Kopf, der wie ein rothes Tuch brannte, er raffte dann

die beiden Karten, mit denen er verpielt hatte, riß sie in Fetzen, warf sie in die Stube und leuchte:

„Die verfluchten Saularten, die verdammt!“
Während der Wirth ein neues Spiel holte, meinte der Heisch, der die gewonnenen Banknoten ruhig und gelassen eine nach der anderen in die verschiedenen Fächer seiner Brieftasche legte:

„Wärst D' hamgangen mit Deiner Bank. — Aber ich hab' mir's ja gleich denkt, daß D' net spielen kannst.“

Jetzt wollte der Franz erst recht nicht nachgeben, extra net. Aber so viel er auch nachsetzte, eine „anständige Bank“ bekam er nie mehr zusammen. Von den Anderen gingen der eine mit zweihundert, ein anderer mit fünfshundert Gulden „heim“. Der Wirth hatte schon zwei Zehnernoten in seinem Glase, ihm allein fiel keine Karte. Er wackelte den Stuhl, aber auch das half nichts. Alle Mittel versuchte er, setzte bald auf die geraden, bald auf die ungeraden „Augen“, wartete ab, ob ihm das rechte oder das linke Auge jucken würde, hob den rechten Fuß über den linken, dann wieder diesen über den rechten, das Resultat war immer dasselbe. Als und zu gewann er eine Kleinigkeit, schon aber das nächste Spiel frag wieder den Gewinn und noch mehr dazu. Längst waren die vorwuzelten Gulden, die er in der Wette getragen, fortgeschlagen, und immer wieder hatte er „großes“ Geld herausnehmen müssen. Sein Verlust hatte ihn fahrig gemacht; das eine Mal setzte er einen Gulden auf ein As, gewann, wie es voranzusagen war, und ärgerte sich, weil es nur ein Gulden war, den er heranzusagen; gleich darauf warf er einer lumpigen Sieben eine Zehnerbanknote nach, und fluchte, als er verloren hatte. Während die andere „mit Verstand“ spielten, genau überlegten, ob sie noch „kaufen“ und was sie sehen wollten, nach den bereits gefallenen Blättern calculirten und combinirten, was noch herauskommen könnte,

Ueber den Fall Reiff veröffentlicht der ehemalige Kämpfer von Kamerun Reiff selbst einen längeren Artikel in der „Zukunft“, in dem er die ihm zur Last gelegten Vergehen nach Möglichkeit zu beschönigen sucht. Er behauptet, daß die Peilung von Negerweibern für den Sachverständigen nichts Befremdendes habe. Die Verhängung von Leibstrafen über die dortigen Eingeborenen sei Ablich gewesen, so lange Kamerun unter deutschem Protectorat stehe. Diese Thatsache habe der Gouverneur v. D. Zimmerer in seinen Berichten über Reiff übersehen, obgleich er selbst doch von der in seiner Gegenwart von einem unbekanntem Expeditionsführer vollenommenen Peilung einiger diesem Herrn untreu gewordener Negerinnen so entsetzt war, daß er diesen Vorgang durch die Anfertigung einer die Devise „Die Liebe in Afrika“ tragenden und vom Grafen Pfeil in Kamerun zu den Souveränitätsacten genommenen Zeichnung der Nachwelt erhalten hat. Reiff behauptet, daß die von ihm verfaßten Exortationen keineswegs grausam und roh gewesen seien. Ebenso sucht Reiff seinen Verkehr mit den Pfandweibern zu beschönigen. Er behauptet, daß die Farbigen ihre Weiber gegen Entgelt den Europäern vermieten. Die Unterwerfung des Legationsraths Hofe bezeichnet er als sehr oberflächlich. Zur Erklärung seiner Handlungen behauptet Reiff, daß man unter der Tropenhitze leicht zu Handlungen kommt, die man in der Heimath unterläßt. Die Blutbeschaffenheit verschlechtere sich, die Widerstandsfähigkeit nehme täglich ab. Und bei allen Europäern mache sich eine gesteigerte Erregbarkeit des Nervensystems geltend, die sich bei dem einen in Form von Ausbrüchen ohne zureichenden Anlaß, bei dem Anderen in geschlechtlichen Ansetzungen äußert. Er habe unter dem Einfluß der Tropenhitze die brutalsten Handlungen von Europäern gesehen, die sich zu Hause bei besten Leumunden ereigneten, und sei in der Lage, durch Beispiele zu erhärten, daß wegen weit größerer Verfehlungen als der ihm zur Last gelegten vom Auswärtigen Amt nicht disciplinär eingegriffen würde. — Wenn Reiff noch mehr mit der Sprache herauskommt, kann es ja wieder recht erbauliche Enthüllungen geben.

Ueber eine eigenthümliche Ausweisung eines Oesterreichers aus Berlin erzählt der „Vorwärts“. Der 27jährige Schilbermacher Moriz Bad aus Wien war, um Beschäftigung zu suchen, am 5. Juli nach Berlin gekommen. Da er noch 15 Mark sein eigenes Vermögen hatte, so war er nicht arbeitslos. Als Bad bei seiner Ankunft auf dem Polizeikommando keine Anmeldung persönlich bewilligte, warf ihm der die Anmeldung annehmende Polizeibeamte zu, er solle doch in Oesterreich bleiben, wir hätten hier Arbeiter genug. Es wurde auch noch seinen Mitteln geforscht, wobei sich das gemeldete Resultat ergab und somit eine Abweisung nicht möglich war. Einige Tage darauf erhielt Bad Arbeit, sein Wochenverdienst sollte 30 Mark betragen. Als Bad die Arbeit angetreten hatte, glaubte er einer weiteren Beschäftigung durch die Polizei Berlin nicht gewärtig sein zu brauchen. Zu seiner Ueberraschung erhielt er indess eines Tages die Nachricht von seinen Eltern aus Wien, daß sie über ihn politisch vernommen worden seien. Die Aufklärung erfolgte bald. Am Mittwoch, den 20. Juli früh Morgens um 5 1/2 Uhr, erschien in der Wohnung Bads ein Schutzmann in Uniform, um ihn in Haft zu nehmen. Bad wurde zunächst nach dem Reichertentempel transportiert, wo man ihm die Taschen leerte, ein Protocoll aufnahm und ihm erwiderte, er solle ausgewiesen werden. Gründe für diese Maßregel angegeben, war der Reichertentempel außer Stande, frug aber, ob Bad in Wien schon einmal bestraft worden sei. Bad konnte wahrheitsgemäß melden, daß er nur einmal 5 Gulden hatte zahlen müssen, weil er einem Meister, der ihm die Anstellung seines jetzt verbieteren Sohnes vermittelt, einen „Expreser“ genannt hatte. Nach dieser Unterhaltung wurde

Bad auf zwei Stunden in eine Zelle eingesperrt und dann in dem „Grünen Wagen“ nach dem Alexanderplatz transportiert. Dort wurde er mit einigen wegen Bogobombage verhafteten Leuten, Ausländern und Inländern, wieder in eine Zelle gesperrt und nach einigen Stunden zur Protocollirung vorgeführt. Nunmehr wurde ihm die Ausweisungsbefehle zugestellt. Als Grund wurde ihm jetzt angegeben, er habe hier nicht das Recht zu arbeiten. Die Ausweisungsbefehle giebt gleichfalls keinen Grund an, als den, daß der Ausgewiesene „als Ausländer, dem ein gesetzlicher Anspruch auf Aufenthalt des Aufenthalts in dem Gebiete des preussischen Staates nicht zusteht“, aus dem Staatsgebiete von Landespolizeiwegen auszuweisen sei. Bis zum 8. August habe er die preussische Grenze zu überschreiten. Nach dieser Eröffnung wurde Bad um etwa 12 1/2 Uhr Mittags entlassen.

Der „Vorwärts“ meint, der Fall Bad sei typisch, und sieht in ihm die Probe auf ein System. „Ich dem jeder Ausländer werde ausgewiesen werden, der in Preußen zu arbeiten sich unterfange. Die Ausweisung des Bad ist schlechterdings unverständlich, da er eben Beschäftigung hatte und von sich selbst nicht wußte, dem bekannten Ausweisungsbefehle, keine Rede sein konnte. In den Nachbarländern muß ein solches Vorgehen natürlich Aufsehen erregen und es ist uns begrifflich, wenn diese mit deutschen Arbeitern in gleicher Weise verfahren wie die preussische Landespolizei.“

Freiherr von Stamm hat, wie mittheilt, die Verfasser der gegen ihn gerichteten Broschüre, „Geistliche aus dem Saargebiet, beim Consistorium benannt. Der „Reichsbote“ erzählt, daß seitens der Geistlichen des Saargebietes bei dem königlichen Consistorium gegen die Behauptung von 15 angeblich nachgewiesenen Unwahrheiten sofort Verwahrung eingelegt worden ist. Die Geistlichen haben sich bereit erklärt, den Wahrheitsbeweis für die Ausführungen der Broschüre anzutreten. Die Broschüre sei die Antwort auf die maßlos heftigen Angriffe der „Reichsbote“ Redakteur Rebe des Reichsbote von Stamm. Der Kampf der Geistlichen im Saargebiet habe eine deutliche principielle Tragweite. Es handle sich um Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche und ihrer Diener nicht gegenüber dem Staate, sondern gegenüber den Präventionen eines kapitalistischen Personal-Systems, das sich zu weit ausgebreitet hat. Bei der Durchführung des Wahrheitsbeweises warte vielleicht der große Freiherr einige recht unangenehme Bierschindeln zu verleben haben.

Dem früheren Landesminister v. Berlepich möchte die „Reichsbote“ gern ein Mandat zum Reichstag verschaffen, nachdem er nachher hat, daß er seine politische Thätigkeit noch nicht als abgeschlossen ansieht. Das Centrumblatt bezweifelt allerdings, daß es, wenn er sich nicht einer bestimmten Partei anschließt, gewählt werden würde. Die im Reichstage vertretenen Parteien überlassen ihm keine, vom Centrum würde er keine wollen. Das läßt nachdenken, daß das Centrum für Herrn v. Berlepich ganz mit offenen Armen aufzunehmen würde. Das Blatt giebt ihm einseitigen den Rath, zu warten, bis der Reichstag wieder umschlägt. Ewig werde der Stamm'sche Kurs ja nicht dauern, und wenn dann einmal wieder Socialismus von oben mit neuem Schwerte getrieben wird, dann würde der Candidat Freiherr v. Berlepich wohl auch die Unterstützung der Regierung und der dann auch wieder ungeschwächten Parteien finden.

Pfarrer Raumann bestätigt, daß sein und Professor Dehnbach's politisches Ideal die Gründung einer Partei der nationalen Socialisten sei. Es mag sein, daß es einer solchen Richtung für den Anfang nicht an Offizieren und Abzählern fehle, eine Armee sich zu schaffen, und ihnen heute und künftig nutzbringend sein. Mögen andere sich vor dieser Gründung hüten, wir halten sie für total unzulässig.

Ein allgemeiner preussischer Städte- tag wird am 29. und 30. September in Berlin abgehalten werden. Zunächst wird sich der Städte- tag mit seiner

Constituierung und der Festlegung von Satzungen beschäftigen; doch sollen auch schon praktische Fragen auf die Tagesordnung gesetzt werden. Als solche sind zunächst in Aussicht genommen: 1. Die Uebernahme der Bau- und Wohlthätigkeitspolizei auf die Städte und die Ausführung des Volkseinkaufsgesetzes; 2. die Heranziehung der Städte zur Uebernahme von Verwaltungsgeschäften für allgemeine staatliche Zwecke und zu besonderen Leistungen zu Gunsten der Allgemeinheit; 3. die Anstellung der städtischen Beamten auf Lebenszeit oder auf Rüdigung.

Der preussische Kriegsminister hat, wie bürgerliche Blätter ehrsüchtig melden, von japanischen Offizieren einen langjährig wänigen Hahn als Ehrengefangen erhalten. Vermuthlich ist in Japan dieses Thier das Symbol irgend welcher kriegerischer Eigenschaften.

Ein interessanter Duellproceß wird, wie schon kurz berichtet, demnächst in Düsseldorf sich abspielen. Die „Niederheinische Volkszeitung“ in Düsseldorf hatte über die dort vorgekommenen Zweikämpfe in einer Weise geurtheilt, die wahrscheinlich die ungeheure Mehrzahl der Düsseldorfer Bevölkerung mit großer Genugthuung aufgenommen haben wird. Der Ehrenrath des dortigen Offiziercorps aber fühlte sich beleidigt und der Divisionscommandeur Herr v. Funk, der, wie es heißt, zum preussischen Kriegsminister auferkoren sein soll, hat jetzt Namens der Militärbehörde Strafantrag gestellt gegen den verantwortlichen Redacteur Wessel. Der Ehrenrath hat aber, außer gegen Genossen Wessel, auch gegen den Rittmeister a. D. v. Ehrhardt und gegen den Premier-Lieutenant Rhein Anklage wegen Beleidigung erheben lassen. Divisionscommandeur v. Funk hat ebenfalls den Antrag auf Strafverfolgung gestellt. — Im Lande des Militarismus wird es immer schöner! Offiziere sollen sich auf Befehl des Ehrenraths mit Anderen todtfeilsen, diese Offiziere wollen das nicht, werden aus dem Offizierstande ausgeschlossen und, weil sie ihre, unseres Erachtens vernünftige Handlungsweise vor der Oeffentlichkeit rechtfertigen, soll die Militärbehörde auf die Anklagebank neben einen socialdemokratischen Redacteur, der die ungelegliche Handlung des Ehrenraths“ beleuchtet!

Deutsche Sangeshelden. Am letzten Sonntag hielt der deutsche Sängerbund in Stuttgart seinen Sängertag ab, an dem viel gesungen und manches beschlossen wurde. Durch einen Beschluß aber hat der Sängertag ganz besonders von sich reden gemacht. Er hat nämlich beschlossen, die Socialdemokraten aus dem deutschen Sängerbund — auszuschließen. Bei dieser Beschlusse, stellt sich dieser Beschluß als ein Abberitenstreich dar, denn die tapferen Sangesbrüder mußten selbst gesehen, daß ein socialdemokratischer Verein ein derartiges Gesuch noch gar nie gestellt hat. Aber wozu dann der Beschluß? Natürlich nur, um die Hundemuth der deutschen Sänger zum Ausdruck zu bringen. Krieger- u. Vereine thun dasselbe, warum sollen die deutschen bürgerlichen Sänger nicht auch auf dem Bauche liegen?

Auswanderung nach Brasilien. Nach einer Meldung der „Holländischen Zeitung“ aus Hamburg ist das sogenannte v. d. Geyrd'sche Recept vom 3. November 1859, betreffend die Beschränkung von Auswanderern nach Brasilien für die drei südlichen Provinzen dieses Landes, Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana, außer Anwendung gesetzt. Die Prüfung von Anträgen auf Concessionirung von Fall zu Fall ist für zulässig erachtet worden, und etwaige Gesuche geeigneter Auswanderungs-Unternehmer und Concessionirung für Beschränkung von Auswanderern nach den genannten drei Provinzen werden in Zukunft preussischerseits nicht mehr grundsätzlich abgelehnt werden.

Oesterreich-Ungarn.

Die russische Mehrheit des Wiener Gemeinderathes hat für Anschaffung der Stadt bei dem demnächstigen Besuche des russischen Czaren den obenedies schmalen Stadtsädel um weitere 25,000 Gulden zu erleichtern beschaffen. Unser Bräuberblatt, die „Wiener Arbeiterzeitung“, läßt ihr dafür

wichtigste der junge Bauer aus Gertrudsdorf in den Reben sitzen. So mußte er verpassen. Und dann schämte er sich, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Biergläser eine Welle schlugen, that gar, jammerte und trauerte dabei eine halbe Meile nach der andern.

Falsch begann er nach, seine Mitspieler zu hüreln, zu fragen, zu papieren.

„Wah, bring dich, der Hund kann sich nicht sehen mit seinen Ohren.“

„Gott, ich müßte entweder an Glühwein oder an kaltem Sekt sein, oder a Beal von an ungeschickigen Spiel.“

„Wenn der Markgraf so unel so d' Kurfürst ungeschickig, der i' rinnen mit.“

„Ja ja, fünf über ein! Soll ich a Kump! — —“

„Gott, ich müßte entweder an Glühwein oder an kaltem Sekt sein, oder a Beal von an ungeschickigen Spiel.“

Die anderen Bauern starrten, als hätten sie die Schiffe nicht, was so langweilig aber spielen zu.

Gegen acht Uhr melbete sich der Bauer. Man machte eine Pause, um Abendbrot zu essen. Keiner that sich etwas zu gut. Beim Spiel, ja, da konnte man etwas trinken, das kam wieder herein; was man aber des Wirths einmal gepöhl hatte, das war weg, wie's Kindel von einem Kind.

Nur der alte Rad of etwas Bier, gekochtes Rad, das die Bauern begrüßten sich mit einigen Streifen Gabel, die sie „Schnecken“ nannten, der Wirth pag eine Anrede mit der Tafel und forderte vom Wirth ein Stück trübes Bier. Der junge Streicher of kleines Bier; zu den Gläsern in den Hockern und weil miteinander gesprochen Keiner sah er da noch spekulirt und furchte, wie er seinen Reichthum wieder herzubringen sollte. Das verpackte Geld hat er vom Bauer in der Stadt für gekaufte Gerste er-

halten. Jaden wollte er davon begeben, und das, was der „Reich“ an seinem Gelde auf seinen „Kump“ zu kriegen hatte. Da hatte ihn der Wirth wieder ins Zettelberger Reichthum führen müssen. Er hatte gemerkt, daß der Rad und der Wirth und die anderen jungen Bauern, wie nach jedem Getreide, auch heute wieder „Geldmangel“ wieder haben. Schon einige Mal hatte er mitgehalten und jetzt hatte er verpasst. Bei acht Tagen noch hatte er seinen Wirth die Hand davon gegeben, eine Karte mehr angefordert, und jetzt sah er stehen wieder unter den angedruckten Geldern bei jedem Spiel, und das Geld hat er so ungeschickig gebracht, was zum allergrößten Theil hat, was, als wäre es nicht an seinen Händen gewesen. Er müßte es wieder gewinnen, unter jeder Bedingung.

„Wah, bring dich, der Hund kann sich nicht sehen mit seinen Ohren.“

Die Bauern starrten, als hätten sie die Schiffe nicht, was so langweilig aber spielen zu.

Gegen acht Uhr melbete sich der Bauer. Man machte eine Pause, um Abendbrot zu essen. Keiner that sich etwas zu gut. Beim Spiel, ja, da konnte man etwas trinken, das kam wieder herein; was man aber des Wirths einmal gepöhl hatte, das war weg, wie's Kindel von einem Kind.

Nur der alte Rad of etwas Bier, gekochtes Rad, das die Bauern begrüßten sich mit einigen Streifen Gabel, die sie „Schnecken“ nannten, der Wirth pag eine Anrede mit der Tafel und forderte vom Wirth ein Stück trübes Bier. Der junge Streicher of kleines Bier; zu den Gläsern in den Hockern und weil miteinander gesprochen Keiner sah er da noch spekulirt und furchte, wie er seinen Reichthum wieder herzubringen sollte. Das verpackte Geld hat er vom Bauer in der Stadt für gekaufte Gerste er-

halten. Jaden wollte er davon begeben, und das, was der „Reich“ an seinem Gelde auf seinen „Kump“ zu kriegen hatte. Da hatte ihn der Wirth wieder ins Zettelberger Reichthum führen müssen. Er hatte gemerkt, daß der Rad und der Wirth und die anderen jungen Bauern, wie nach jedem Getreide, auch heute wieder „Geldmangel“ wieder haben. Schon einige Mal hatte er mitgehalten und jetzt hatte er verpasst. Bei acht Tagen noch hatte er seinen Wirth die Hand davon gegeben, eine Karte mehr angefordert, und jetzt sah er stehen wieder unter den angedruckten Geldern bei jedem Spiel, und das Geld hat er so ungeschickig gebracht, was zum allergrößten Theil hat, was, als wäre es nicht an seinen Händen gewesen. Er müßte es wieder gewinnen, unter jeder Bedingung.

„Wah, bring dich, der Hund kann sich nicht sehen mit seinen Ohren.“

Die Bauern starrten, als hätten sie die Schiffe nicht, was so langweilig aber spielen zu.

Gegen acht Uhr melbete sich der Bauer. Man machte eine Pause, um Abendbrot zu essen. Keiner that sich etwas zu gut. Beim Spiel, ja, da konnte man etwas trinken, das kam wieder herein; was man aber des Wirths einmal gepöhl hatte, das war weg, wie's Kindel von einem Kind.

Nur der alte Rad of etwas Bier, gekochtes Rad, das die Bauern begrüßten sich mit einigen Streifen Gabel, die sie „Schnecken“ nannten, der Wirth pag eine Anrede mit der Tafel und forderte vom Wirth ein Stück trübes Bier. Der junge Streicher of kleines Bier; zu den Gläsern in den Hockern und weil miteinander gesprochen Keiner sah er da noch spekulirt und furchte, wie er seinen Reichthum wieder herzubringen sollte. Das verpackte Geld hat er vom Bauer in der Stadt für gekaufte Gerste er-

halten. Jaden wollte er davon begeben, und das, was der „Reich“ an seinem Gelde auf seinen „Kump“ zu kriegen hatte. Da hatte ihn der Wirth wieder ins Zettelberger Reichthum führen müssen. Er hatte gemerkt, daß der Rad und der Wirth und die anderen jungen Bauern, wie nach jedem Getreide, auch heute wieder „Geldmangel“ wieder haben. Schon einige Mal hatte er mitgehalten und jetzt hatte er verpasst. Bei acht Tagen noch hatte er seinen Wirth die Hand davon gegeben, eine Karte mehr angefordert, und jetzt sah er stehen wieder unter den angedruckten Geldern bei jedem Spiel, und das Geld hat er so ungeschickig gebracht, was zum allergrößten Theil hat, was, als wäre es nicht an seinen Händen gewesen. Er müßte es wieder gewinnen, unter jeder Bedingung.

„Wah, bring dich, der Hund kann sich nicht sehen mit seinen Ohren.“

Die Bauern starrten, als hätten sie die Schiffe nicht, was so langweilig aber spielen zu.

Gegen acht Uhr melbete sich der Bauer. Man machte eine Pause, um Abendbrot zu essen. Keiner that sich etwas zu gut. Beim Spiel, ja, da konnte man etwas trinken, das kam wieder herein; was man aber des Wirths einmal gepöhl hatte, das war weg, wie's Kindel von einem Kind.

Nur der alte Rad of etwas Bier, gekochtes Rad, das die Bauern begrüßten sich mit einigen Streifen Gabel, die sie „Schnecken“ nannten, der Wirth pag eine Anrede mit der Tafel und forderte vom Wirth ein Stück trübes Bier. Der junge Streicher of kleines Bier; zu den Gläsern in den Hockern und weil miteinander gesprochen Keiner sah er da noch spekulirt und furchte, wie er seinen Reichthum wieder herzubringen sollte. Das verpackte Geld hat er vom Bauer in der Stadt für gekaufte Gerste er-

„Das hat kein Mensch b'haupt“, meinte der Herrsch. „Aber wenn's net mehr aufpassen kannst, wär's am g'scheid'sten — —“

Der junge Bauer kurrte etwas und nahm sich zusammen. Und weiter ging das Spiel.

Gegen Mitternacht fragte Rad, der die Bank hielt zu dem jungen Bauer gewandt: „Na?!“

Ein Blick kam ihm entgegen, wie von einem Hund, der fürchtet geträgt zu werden. Der junge Bauer sprang auf die Füße und alle Taschen lehrte er um vor den Augen der Bauern, und eine alte Schreibtafel schüttelte und rüttelte er, daß die Papiere in der halben Stube herumflogen, und dann brach er los:

„Nix! Nix! Nix! Alles is hin! 's Geld, und die ganz' Gersten. Net ein luterer Pfennig hab' ich mehr zum Zech' kaffen.“

„Auf einmal riß er seine silberne Spindeluhr sammt der Kette hervor:

„Rad, nimmst D' sie für zehn Gulden?“

Der Angesprochene wurde ganz blau vor Zorn.

„I haat', Streicher. So was machen Recht', aber zet Bauern — —“

Da fiel der junge Bauer wie gebrochen auf seinen Stuhl zurück und starrte mit brennenden Augen vor sich hin, während das Spiel ruhig weiter ging, als wäre nichts geschehen.

Der Wirth hatte den Inhalt der „Fisik“ in seiner Tasche geleert und war schlafen gegangen. Im Zimmer war außer den Spielern nur noch die Leere.

(Fortsetzung folgt.)

folgende woblverdiente Abfertigung angehehen: „Alles schreit gegen den Beschluß auf, dem russischen Czaren, dem Gegner Oesterreichs, dem Autokraten, eine Ehrung zu erweisen. Selbst wenn es sich nur um eine formelle Ehrenbezeugung handeln würde, die nichts als den Verzicht auf bürgerliche Freiheit und männliche Würde verlangte, so würden die Arbeiter den schärfsten Widerspruch dagegen erheben, daß ein Gemeinderath, den ein skandalöses Privileg zur scheinbaren Vertretung der Gesamtheit macht, im Namen des Wiener Volkes dem russischen Czaren Ehren erweise. Der Stadtrath will sich aber nicht begnügen, daß die ordentlichen Herren ihre Riehe beugen und ihren Rücken krümmen, er wagt es, Gemeindegeld, die man mittelst Pfändungen eintreibt, die aus den Entbehrungen der arbeitenden Bevölkerung stammen, zu einer albernen Decorirung in Anspruch nehmen zu wollen, für die der russische Czar nicht einen Blick übrig haben wird. Am Sonnabend ist Wien von einer schweren Katastrophe heimgeschickt worden, unter deren Nachwehen Hunderte von Menschen leiden. Warum wendet der Gemeinderath, wenn das Geld so üppig ist, die 25.000 Gulden nicht den Opfern des Weiterunglücks zu, anstatt sie zu Zwecken zu verguden, die mit dem Wohl der Wiener Bevölkerung nicht das Geringste zu thun haben? Die Wiener Arbeiter erheben Protest gegen eine derartige Verschleuderung, die dem Byzantinismus vor dem russischen Selbstherrschler entspringt, und sie werden dafür zu sorgen wissen, daß ihr Protest gehört werde.“

Die Unabhängigkeit der Richter gilt in „unabhängig“ als unanfechtbar. Nicht aber so bei militärischen Ehrengerichten in — Ungarn. Folgender Fall erregt dort großes Aufsehen: Ein militärischer Ehrenrath hat in Budapest den Generalmajor Huberth, pensionirter Commandant der Stuhlweissenburger Honvedbrigade, seines Ranges verlustig erklärt. Unter dem Vorhinein dieses Generalmajors hatte seiner Zeit ein Ehrenrath das Urtheil gefällt, daß der Reserveoffizier Szemecz, der als Redacteur des kirchlichen „Magyar Allam“ vom Schwurgericht wegen Majestätsbeleidigung verurtheilt worden war, seine Charge nicht vermischt habe. Der Ehrenrath hatte damit offenbar gemeint, daß eine Verurtheilung wegen eines politischen Vergehens nicht Unehrenhaftes sei. Zur Strafe für dieses Urtheil wurde Generalmajor Huberth pensionirt — sehr bezeichnend für die Auffassung der Oberen über die Ehrengerichte. Da der Ehrenrath ja angeblich aus lauter unabhängigen „Majestäten“ besteht, bedeutet eine Bestrafung des Vorsitzenden wegen des Urtheils der Ehrengerichte die stillschweigende Zustimmung, daß der Vorsitzende, als der mit der höchsten Charge Vorgesetzte, auf das Urtheil der anderen Richter einen solchen Einfluß üben könne, daß er für das Urtheil sogar verantwortlich gemacht werden kann. Als darauf der gemäßregelte Generalmajor in einem Schreiben an einen Abgeordneten den Landesverteidigungsminister angriff, beleidigte ihn Fejervary in öffentlicher Parlamentsitzung, worauf Generalmajor Huberth ihn zum Duell forderte, das auch stattfand. Nun wurde vom Kriegsminister ein Ehrenrath einberufen, der Generalmajor Huberth seiner Charge verlustig erklärte, weil er den Baron Fejervary, einen „Ranghöheren“, gefordert habe. Auch das ist merkwürdig. Sonst verurtheilen die Ehrenräthe Offiziere dann, wenn sie sich auf Beleidigungen nicht duelliren. Auf einmal hätte ein Offizier die Beleidigung eines Anderen „ungerichtet“ lassen müssen, um nicht bestraft zu werden. Es ist klar, daß das Ganze ein Machtwort des Barons Fejervary ist, und daß man die Gelegenheit gern ergriff, um dem Mann Eins anzuhängen, der in der Affaire des Redactors Szemecz nicht den erwarteten Tact in einem Majestätsbeleidigungs-Proceß entwickelt hatte.

Rußland.

Den Gesundheitszustand des Czaren betreffend glaubt das „Berliner Tagebl.“ den Mittheilungen des „Vorwärts“ mit der Behauptung entgegenzutreten zu können, daß Professor Mendel nicht zu dem Czaren, sondern zu einem russischen Fürsten berufen worden sei. Dagegen scheint folgende Notiz der „Deutschen Warte“ die Nachricht des „Vorwärts“ zu bestätigen:

„Mit der Gesundheit des Czaren Nikolaus II. steht es nach in hiesigen Hofkreisen eingegangenen Nachrichten doch nicht sonderlich gut. Die Gemüthsregungen der letzten Wochen, besonders in Moskau und in Bezug auf die Greuelthaten und Unruhen in Armenien und Kreta, haben auf das seelische und körperliche Befinden des jungen Czaren einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt, so daß der bekannte Berliner Neuro- und Frauenarzt Professor Mendel, dessen Abreise nach Petersburg wir schon vor einigen Tagen meldeten, zur Consultation berufen wurde. Professor Mendel weist noch in Petersburg und dürften von seiner Diagnose und Raththeilung die endgültigen Reifebestimmungen des Czarenpaars abhängen.“

Türkei.

Die Verwirrung im Orient vermehrt sich von Tag zu Tag, hauptsächlich deshalb, weil der Sultan nicht im Stande ist, bestimmte Entschlüsse zu fassen. Wenn man englischen Blättern glauben darf, spielt Abdul Hamid sogar unter einer Decke mit Lord Salisbury, dem man die lächerliche Absicht zuschreibt, Kreta gegen Syrien anzuwerfen und unter englischen Schutz nehmen zu wollen. Die Idee einer Blockade Kretas ist, wie die „Times“ zu wissen glaubt, von Oesterreich-Ungarn ausgegangen, wo man sich durch die Anfänge eines Aufstandes in Macedonien beunruhigt fühlt. Deutschland und Italien hätten als treue Allirte und in ihrem eigenen Interesse dem Vorschlage sofort zugestimmt, während Rußland die Betrugung stellte, daß der Antrag auf Proklamirung einer Blockade von der Türkei ausgehen und letztere an derselben Theil nehmen müsse. Frankreich habe zu verstehen gegeben, daß es Hand in Hand mit Rußland

gehen wolle, „vielleicht in der Hoffnung, dadurch, wenn auch spät, Hüfe dafür zu thun, daß es vor zwei oder drei Jahren den Kretan die Beschaffung von Waffen erleichtert hätte.“ England allein habe keinen „Enthusiasmus“ für den Plan gezeigt. Wir haben bereits, als das Blockade-Projekt aufkaufte, darauf hingewiesen, daß solches Vorgehen nur die Christen auf Kreta den Türken an's Messer liefern würde. Der Plan scheint denn auch bereits aufgegeben zu sein. Der Versuch, die Türkei vor den Folgen ihrer eigenen Thorheiten zu schützen, wird sich als vergeblich erweisen, wie sehr auch die Mächte bemüht sein mögen, den Aufhebungsproceß zu verhindern oder zum Mindesten zu verlangsamen.

Auch in Syrien steht es um die Türken schlecht. Der Drusenaufruch macht Fortschritte. Der kürzlich gemeldete große Sieg Tahir Paschas bestand in einem ganz geringen Waffenerfolge, worauf aber die Drusen sofort neue Vorstöße und die Beduinen verstärkte Märsche unternahmen. In Folge des gänzlichen Manuels an Lebensmitteln und des Schiffsbedarfs ist inzwischen fast der dritte Theil des türkischen Heeres desertirt, während die übrigen Mannschaften gänzlich kampfunfähig sind. Die Hauptmacht der Drusen in einer Stärke von 20 000 Mann steht nur noch wenige Meilen von Damaskus entfernt. Die Führer verlangen die völlige Unabhängigkeit des Drusengebietes, haben aber dem französischen Consul in Beirut mitgetheilt, daß sie unter Umständen die Schutzherrschaft Frankreichs annehmen würden.

Arbeiterbewegung.

In einem „offenen Briefe“, der in der „Freien Presse“ veröffentlicht wird, werden die Buchdrucker der Elbe-Region um Einführung des neuen vereinbarten Buchdrucker-Tarifs ersucht. Bis jetzt hat, selbstverständlich außer der Druckerei unseres Partei-Organs, nur ein Geschäft die 9-stündige Arbeitszeit eingeführt, und dieses auch nur deshalb, weil er früher schon die neunstündige bewilligt hatte.

Als Dresden wird geschrieben: Die hiesigen Metallschläger befinden sich nun, wie die der sächsischen Lausitz, bereits die 17. Woche im Streik. Daß aber ihre Sache gut steht, geht daraus hervor, daß einer der Unternehmer — beiläufig bemerkt ein Antisemit — fast täglich in die Wohnungen der Streikenden, namentlich zu den Mädchen, geht, um sie zur Wiederaufnahme der Arbeit zu überreden. Bei Beginn des Streiks hat dieser Herr die Mädchen mit — Zudeckbrot beziehentlich Zudeckbrot zu überreden, jetzt sagt er den Mädchen, sie sollten nur ruhig ihre Streikunterstützung beziehen und über Nacht arbeiten. Also offensbare Verleitung zur Unrechtheit! Dann hat er einem Mädchen versichert, daß, wenn sie nicht zur bestimmtem Zeit zur Arbeit käme, er dafür sorgen würde, daß sie nie wieder Arbeit bekomme.

Solcher Mittel bedient sich das Unternehmertum. Sonderbar, während wir fast täglich berichten müssen, daß streikende Arbeiter wegen der geringfügigsten Dinge zur Anzeige gebracht und bestraft werden, hören wir nie davon, daß das gleiche auch mit den Unternehmern geschieht, die, wie die Figuren zeigt, es an Gesetzverletzungen gewiß nicht fehlen lassen.

In München sind in der lithographisch-artistischen Anstalt „München“ hormalis Gebrüder Obpacher über die Bezahlung der Ueberstunden Differenzen entstanden. Der Bevollmächtigte der Mitgliedschaft München des Deutschen Buchbinder-Verbandes: W. Krauß, Schwankhalestr. 77 II, r.

Aus Karlsruhe berichtet der „Schwarzwälder Bote“, daß die dortigen Buchdrucker auf ihre Anfrage betreffs Einführung des neuen Tarifs bisher fast von allen Geschäften eine ablehnende Antwort bekommen hätten.

Die organisirte Arbeiterchaft Budapests ersucht die deutsche Arbeiterchaft um Unterstützung des streikenden Personals der Neupeter Zutefabrik. Es handelt sich um 1000 Frauen und 200 Männer, denen nur der Ausstand übrig blieb, um ihre elende Lage zu verbessern. Daß das Personal der Neupeter Zutefabrik der allgemeinen Theilnahme in besonderem Grade würdig ist, ergibt sich aus der Thatsache, daß sich unter ihm kein einziger Streikbrecher befunden hat, und besonders die Frauen sind von einer Begeisterung, die auf sicheren Sieg der Bewegung schließen läßt, wenn einigermaßen genügend Unterstützung eingeht. Administration der „Neuen Volksstimme“ in Budapest VII, Weßelshgasse 19/B.

Gerichtliches.

Vom dolus eventualis. Der Staatsanwalt des Landgerichts II hat nach dem „Vorwärts“ Revision eingeklagt gegen die Freisprechung Bedings als des Druckers der rothen Warte Nummer. Nun wird sich das Reichsgericht zum dritten Male mit diesem interessanten Beispiele unterer so erfindungsreichen Justiz zu befassen haben.

Einem interessanten Proceß erlebte kürzlich das Reichs-Verfahrensammt. In einer polenischer Ziegelei war ein alter Schießprügel vorhanden, der von den Arbeitern zu dem Zwecke schußbereit gehalten wurde, aufdringliche Hunde und Thiere des Waldes zu verschrecken. Als der Ziegeleimeister eines Tages mit der Instandsetzung der Mühle beschäftigt war, frag ihn der Arbeiterbürger, ob er einen neuen Anschlag habe und forderte ihn auf, doch mal auf sein Büchse-Auge zu zielen. Der Meister that das: ein unvorsichtiger Druck und Bürger stürzte todt nieder. Seine unglückliche Witwe wandte sich an die Ziegelei-Vereins-Gesellschaft mit dem Antrage, ihr eine Hinterbliebenen-Rente zu gewähren. Der Anspruch wurde indessen nicht anerkannt, weil der Vereinsvorsitzende einen Zusammenhang zwischen dem Unfälle und dem Betriebe verneinte. Inzwischen wurde der Ziegeleimeister vom Landgericht in Wissa wegen fahrlässiger Tödtung zu einem Monat Gefängniß verurtheilt. Auf die Berufung der Frau Bürger beim Schiedsgericht für Unfallsachen erkannte dieses ebenfalls zu ihren Ungunsten, und jetzt hat auch das Reichsversicherungsamt unter folgender Begründung die Klagerin abgewiesen: Der Begriff des Betriebsunfalles im Sinne des Gesetzes werde durch den dringlichen und zeitlichen Zusammenhang zwischen Betrieb und Unfall noch nicht erfüllt; es müsse vor allem ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Betriebe an sich und der Verletzung oder dem Tode erkennbar sein. Das sei hier nicht der Fall. Bürger sei ein Opfer seines und des Ziegeleimeisters, durch den Ziegeleibetrieb in seiner Weise veranlaßt oder beeinflussten fahrlässigen Handlungsweise geworden. Allerdings sei vom Ziegeleimeister die Instandsetzung des Gewehres im Betriebsinteresse beabsichtigt gewesen, jedoch habe hiermit das Zielen auf Bürgers Auge nichts zu thun. Die Gefahr, der B. erlag, sei von ihm und dem Meister persönlich herausbeschoren worden.

Was ist weiter dabei? Unter dem Verdacht der Urkundenfälschung und des Diebstahls wurde in St. Ludwig ein Elektro-techniker verhaftet, dessen völlige Unschuld sich nach mehreren Wochen herausstellte. Das kommt öfter vor. Aber die Erfahrungen, die der Beschuldigte während der Untersuchungshaft gemacht, sind nicht gewöhnliche und weisen auf die Promptheit der badischen Gerichte einen dunklen Schatten. Am 11. Mai wurde der Mann verhaftet, aber seine erste Vorführung erfolgte, trotz seines wiederholten Bittens, erst nach 52 Stunden, obgleich die erste Vernehmung laut Protokoll innerhalb 24 Stunden erfolgen muß. Nach sechsundzwanzig Stunden kam er das erste Mal vor den Untersuchungsrichter, wo

es ihm gelang, sein Alibi voll und ganz nachzuweisen, worauf die Klage wegen Diebstahls fallen gelassen und die Klage auf Urtheilung zum Diebstahl erlosch. Es waren nämlich drei Briefe bei den Acten, als deren Urheber der als Sachverständige geladene Oberlehrer Trüschler durch ein schriftliches Gutachten den Elektrotechniker bezeichnete. Einem Antrage des Beschuldigten, die Schreiben einem andern Sachverständigen zu unterbreiten, da er in die Handchriftkunde des Herrn Trüschler Zweifel setzte, wurde abgelehnt. Nach elfwöchentlicher Haft kam der Angeklagte endlich vor der hiesigen Strafkammer zur Verhandlung und hier gab Herr Trüschler nach seiner Beidigung ein seinem früheren schriftlichen ganz entgegen gesetztes mündliches Gutachten ab. Der Angeklagte wurde freigesprochen und konnte ohne Mangel ins bürgerliche Leben zurücktreten. Unterdessen aber war seine ganze Familie der bittersten Noth verfallen. Sie hatte alles irgendwie Entbehrliche verkaufen müssen, um das Leben zu fristen. Seine Tochter, die in Karlsruhe als Gouvernante in Stellung gewesen war, wurde als Kind eines Diebes entlassen und er selbst stand brot- und arbeitslos vor der Thüre des Untersuchungsgefängnisses. Nicht einmal der Arbeitslohn für seine elfwöchentliche unfreiwillige Gefängnißarbeit wurde ihm ausbezahlt, trotzdem § 7 der Gefängnisordnung besagt, daß Untersuchungsgefängnisse, die arbeiten müssen, bei eventueller Freisprechung der volle Arbeitslohn ausbezahlt wird. Auf erhobene Beschwerden wurde ihm vom Gefängnisvorstand bedeutet, er solle sich an das Bureau des Vereins für Ob- und Unterbefreiung wenden! Wenn endlich wird der Staat sich zu dem Grundsatze bekennen, daß er verpflichtet ist, unschuldig in Haft Gewesene für die erlittenen wirtschaftlichen Schäden zu entschädigen?

Verurtheilte Betrüger. Vor dem Bräufelder Jugendpolizei-gerichte wurde am 4. August ein bemerkenswerther Proceß verhandelt. Im Mai d. J. waren in vielen ausländischen und belgischen Zeitungen Anzeigen erschienen, die unter belagerten Bedingungen junge Mädchen als Gesellschafterinnen für die belgischen Seebäder, besonders für Ostende, verlangten. Diese jungen Mädchen sollten die Fahrten und Genossinnen der Damen sein, die in dem betreffenden Establishment absteigen würden. Für die Dauer der Badezeit — Juni bis September — waren 1500 Fr. Gehalt und freie Wohnung und Verpflegung zugesagt. Die Anmeldungen strömten zu und den Wittlikerinnen wurde eröffnet, daß sie der Agentur S. v. S. des Gehaltes und zwar 20 Fr. sofort, den Rest nach beendeter Badezeit einzahlen müssen. Die Nummern werden nicht alle, und so rief den Inhabern der Bräufelder Agentur, Lohwien und Delmotte, ein hüßliches Schlimmes zu. Natürlich erbielten die Wittlikerinnen keine weitere Antwort; in Folge von Beschwerden der Gesoppten wurden die Agentinhaber festgenommen. Es stellte sich heraus, daß die beiden Gauner schon in London ihr Unwesen getrieben und das Weite gesucht hatten. Am Dienstag wurden sie zu 31 Monaten Gefängniß verurtheilt und sofort zur Verbüßung der Strafe abgeführt.

Kleine Rundschau.

Sie werden nicht alle! Wie mitgetheilt wird, ist der Wunderdoctor M. in Radbruch für das laufende Steuerjahr mit 11.400 Mark zur Steuer herangezogen gegen 4409 Mark im Vorjahre. — Der Besessene hat jetzt dagegen jedoch Reclamation erhoben.

Wieder einer. Wegen Landbrechens gegen kienendes Leben wurden der Caplan der Katholischen Kirche in Rönitzberg, Pfeiffer und ein junges Mädchen aus bürgerlichen Kreisen verhaftet.

Kiel, 8. August. Der hiesige Dampfer „Abel“ kollidirte östlich von Bornholm mit einem britischen Dampfschiff. Die „Abel“ ist unbeschädigt. Die Bark wurde seuntüchtig und nach Neufahrwasser eingeschleppt.

Die Diebe, die kürzlich in Rönitz in der Reichsbank 20.000 Mark raubten, sind in Gchweiler festgenommen worden.

Mainz, 8. August. Die Frau des Zahnarzt Dr. Bernhart, welche, wie bereits mitgetheilt, unter dem Verdach e, ihr Kind vergiftet zu haben, verhaftet wurde, ist aus der Untersuchungshaft entlassen worden.

Lorch a. Rh., 6. August. Bei den Reiblaunterforschungsarbeiten, welche seit einiger Zeit in hiesiger Gemarkung ausgeführt wurden, wurde gestern im Weinbergsdistrict Wandel ein E. v. l. s. her d angetroffen. Ob derselbe eine größere Ausdehnung hat, wird die weitere Untersuchung ergeben. Vorläufig handelt es sich um acht durchlöcherter Erde.

Ein schwerer Unglücksfall ereignete sich am Donnerstag Abend gegen 7 Uhr auf dem Rhein in der Nähe der Mündung des kleinen Rheines in den großen Rhein. In Folge der starken Strömung kippte ein Dollenzweier, in dem sich drei Mitglieder des Straßburger Rudervereins befanden, um. Zwei der Insassen des Bootes, der Bureaugesell. Emil Weß und der Kaufmann Adam Segemann ertranken, der dritte vermochte sich zu retten.

Nürnberg, 8. August. In Folge einer Explosion von 1500 Röhmbüchchen in der hiesigen Filiale der „Reinlich-metallischen Sprengstoffabrik“ wurde ein Arbeiter stark im Gesicht verletzt.

Ein heftiges Unwetter hat die Stadt Graz unter Wasser gesetzt. Alle Höhen um Graz wurden zu tosenden Wasserfällen, welche trübe Fluthen der Stadt zumwälzten. Viele Bewohner wurden Freitag früh vom Wasser nach im Bette überrascht. Zahlreiche Häuser drohen einzusinken. Der verurtheilte Schand ist sehr groß. Aus Trentschin-Teplitz, aus Friaul und aus ganz Ungarn werden ebenfalls Wasserkatastrophen gemeldet. Ein heftiger Orkan wüthete in Moskau und in Saja sowie in Wranzburg in Krain. Verlust von Menschenleben ist nirgendwo zu beklagen.

Aus Venedig wird berichtet: Hochspotten über Wetterkatastrophen laufen aus den Provinzen Rimini, Bergamo, Reggio, Bologna, Ferrara, Brescia, Emilia und Parole ein. Die gesammte Wein-, Obst- und Hanferzucht ist vernichtet.

Paris, 8. August. Der heute Morgen in Tunis am Salgen bingerichtete Araber Mohammed Bengerrin erwachte im Momente der Grablegung und verlangte zu trinken; man brachte den noch Lebenden nach dem Spital.

Mit durchlöcherter Platten ist der Schraubendampfer „Seminole“ von New York in Jacksonville, Florida, eingetroffen. Den Schaden hatte eine Schaar Wallfische angerichtet, gegen die das Schiff auf der Reise angerannt war. Der Dampfer hat einen Walfisch umgefahren, und dieser fing an Blut zu speien. Viermal traf das Schiff auf einen Walfisch. Sie spritzten große Mengen Blut in die Luft, wodurch das Wasser in weitem Umkreise roth gefärbt wurde.

Die Cholera in Egypten. Nach den amtlichen Berichten für Montag, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag ist die Cholera im Zunehmen. Die Gesamtzahl der Reu-erkrankungen beträgt 649, die der Todesfälle 528. Ein englischer Soldat ist in Genua gestorben.

Technik und Wissenschaft.

Messung von Sinnesäußerungen. Ueber experimentelle Messung von Sinnesäußerungen (Hallucinationen) hat C. E. Scaphore eine interessante Abhandlung in den „Studies from the Yale psychological Laboratory“ veröffentlicht. Von den Versuchen, welche sich auf alle fünf Sinne erstrecken, seien nach einem Bericht des „Berliner

Hörseucourier die wesentlichsten geschilbert. Zunächst das Gehör. Die Person, an der der Versuch gemacht werden sollte und die stets eine normale, gesunde Natur und außerdem über den Zweck der Untersuchung durchaus unterrichtet war, wurde in einem gewöhnlichen Zimmer des Hauses untergebracht und mit folgenden Anweisungen versehen: wenn eine Telegraphenglocke klingelt, so würde unmittelbar darauf ein ganz feiner Ton vernnehmbar werden, welcher dann langsam an Stärke zunehmen würde; sobald die Versuchsperson ihr Hirn, sollte sie auf den Schlüssel eines Telegraphen brüder. Der Versuch wurde von einem entfernten Räume des Laboratoriums geleitet; von hier aus konnte in dem anderen Raum ein Ton von einer bestimmten Stärke hörbar gemacht werden. In dem Laboratoriumszimmer war nämlich eine Stimmgabel in den Strom eines Induktionsapparats eingeschaltet, dessen schnell aufeinanderfolgende elektrische Erregungen die Stimmgabel in Schwingungen versetzten und zum Tönen brachten; die Stärke des Tones konnte mit der Stärke des elektrischen Stromes von dem Experimentator geändert und genau gemessen werden. Dieser Ton wurde durch einen telephonischen Apparat, von dessen Anwesenheit die Versuchsperson nichts wusste, in deren Zimmer hingeleitet. Zunächst wurde nun einige Male, nachdem die Telegraphenglocke im Zimmer der Versuchsperson angeschlagen war, ein Ton in der angesagten Weise erzeugt. Sehr bald aber war dies bereits unnötig, da sich auf das Anschlagen der Telegraphenglocke im Zimmer der Versuchsperson sofort die Empfindung des Tones einstellte, obgleich derselbe gar nicht erzeugt war. Die Personen hatten durchaus nicht das Bewusstsein der Sinnestäuschung, sondern waren von der Realität des Tones überzeugt, auch war nach ihrer Angabe die Hallucination ebenso stark wie der Ton vorher, und es konnte also, da die Stärke des Tones gemessen werden konnte, auch die der Hallucination bestimmt werden. Ferner eine einfache Gefühlstauschung: Man nimmt eine leichte Korkkugel und tippt der Versuchsperson damit in regelmäßigen Abständen nach dem Schläge eines Metronoms auf den Handrücken. Nach kurzer Zeit wird die Berührung des Korks von der Person in den bestimmten Zeitabständen gefühlt, wenn sie tatsächlich gar nicht stattgefunden hat. Ein weiteres Experiment diente zur Prüfung des Geschmacks: Auf einen Tisch wurden vor den Augen der Versuchsperson sechs Gläser aufgestellt, zwei davon mit reinem Wasser, die anderen vier mit einer Reihe verschieden stark konzentrierter Lösungen von $\frac{1}{2}$, 2, 4, 10 pCt. des Gewichts geteilt. Dann wurde ein Glas in gelagert, das das niederliegende Subject die Gläser nicht mehr beobachten konnte. Dasselbe wurde nun behauptet, daß es darauf ankäme, festzustellen, ein wie schwacher Zuckergehalt in einer Lösung vor ihm noch entdeckt werden könnte. Nun nahm also der Leiter des Versuches einen Tropfen aus einem der Gefäße und gab ihn den Versuchspersonen auf die Zunge, zurecht aus den Gefäßen mit reinem Wasser, dann von den Zuckerkonzentrationen nach ihrer Stärke folgend. Beim ersten Versuche wurde der Zucker sofort richtig entdeckt. Demnach schlug der Experimentator eine Wiederholung vor, nahm aber diesmal stets nur aus dem ersten Glase mit reinem Wasser. Trotzdem gab die Person nach der zweiten bis dritten Dosis an, den Zucker deutlich geschmeckt zu haben. Mit dem Geruch wurden die Versuche ganz ähnlich angefaßt. Von den zu denselben herangezogenen Personen nahmen, nachdem ihnen einmal Wasser mit Nelkenöl vorgehalten worden, drei Viertel schließlich auf reinem Wasser den Geruch von Nelkenöl deutlich wahr. Eine Gesichtstäuschung wurde auf folgende Weise hergestellt und untersucht: In einem bestimmten Kreise auf dem Boden oder auf einer horizontalen Platte wurde ein kleiner blauer Punkt gemacht; man sollte bei ver-

schiedenen Personen unter Anwendung eines Meßbandes festgestellt werden, aus welcher Entfernung dieselben bei allmählicher Annäherung den Punkt im Kreise unterscheiden konnten. Bei der Wiederholung des Experiments nahmen die Personen aus einer gewissen Entfernung den Punkt auch dann wahr, wenn derselbe vorher weggeblieben worden war.

Statistisches

Die Zahl der Eisenbahnreisenden in den größeren europäischen Staaten wird in der letzten Nummer des „Journal des Economistes“ zusammengestellt. In der Reihenfolge der Zahl der Reisenden lauten die Biffern:

Land	Einwohner	Reisende
Großbritannien und Irland	37 880 764	864 435 388
Deutschland	49 428 470	493 407 806
Frankreich	38 343 193	305 211 000
Belgien	6 069 321	86 540 010
Österreich	23 895 413	84 924 407
Italien	30 158 408	51 447 298
Ungarn	17 463 473	37 302 070
Schweiz	2 982 098	37 249 040
Holland	4 593 155	33 349 127
Rußland	95 807 339	32 602 944

Es geht aus dieser Tabelle hervor, wie stark in der Benutzung der Eisenbahnen die einzelnen Länder von einander abweichen. Während in Rußland erst auf 3 Einwohner 1 Reisender kommt, fallen auf 1 Einwohner in Italien $1\frac{2}{3}$ Reisende, in Ungarn $2\frac{1}{2}$ in Österreich $3\frac{1}{2}$, in Holland über 7, in Frankreich 6, in Deutschland fast 10, in der Schweiz über 12, in Belgien über 14 und in Großbritannien und Irland 23 Personen.

Vermischtes.

Strenge Disziplinarmassnahmen kommen zur Zeit in Potsdam gegen die Mannschaften des 2. Garde-Feldartillerie-Regiments zur Anwendung. Sie wurden dadurch hervorgerufen, daß sechs Artilleristen, die vor einigen Tagen im Jungferntal vollständig unbedeckt badeten, einige Damen, die am Ufer vorbeifuhren, arg belästigten. Das Regiment erhielt nach der Anzeige des Vorjalles Kommandant-Arzt. Zur Ermittlung der Schuldigen ist, nach der B. Z., angeordnet worden, daß jeder Artillerist, einschließlich der Chargierten, aufschreiben soll, wo er zu der Zeit, als der Vorfall geschah, sich aufgehalten hat. Sämtliche auf Urlaub befindlichen Artilleristen haben auf dringliche Anweisung sofort zurückzukehren müssen.

Die Nacht der Verliebten. Aus Preßburg wird berichtet: „Königs Lusten erregte vorgestern Nachmittags auf der Barockstraße zu einer Zeit, wo zahlreiche Spaziergänger auf der Straße waren, ein unheimliches entsetzliches Geräusch. Auf die Verwirrung gebracht gab der lombardische Mensch an, es habe sich seine Geliebte in die Mäulchen gelockt und ihn dort so lange mit Schreien traktiert, bis er unter einem jähligen Schauer an Schwere seiner Duitzen einfiel. Die Polizei zog ihn nun während des Schlafens aus, nahm das Geruch und gab ihn der gütigen Fürsorge des Zufalles preis. Man kann sich denken, welche Augen der Entsetzten gemacht, als er erwachte. Er war, wie Adam im Paradies, eine Zeitlang in der Mäulchen herum und legte sich dann in die Straße. „Got mich Schelte entgegen“ — auf diese Worte bekränzte sich seine Verliebte. Man findet natürlich sofort nach der Revolver und nach ihr auch der Mann mit dem Kindern ihres Geliebten. Sie wurde zurückgeführt und gab an, ihr Geliebter habe sie nicht mehr gemocht, und da wollte sie sich nun auf eine andere Weise an ihm rächen. Es gelang dem Kommando jedoch, die Stöberer, zwei gewöhnliche Barmherzige, zu verhaften, die sich dann auch — natürlich der Mann hat entgegen — zusammen auf die Bahn begaben und fortzogen.“

Wilde-Entführung ist in Sachsen polizeiwidrig. Eine eigenartige Entführung ist die Schwadron befiehlt die Dresdener Polizei. Während Jünglingen, die auf der Jagd einige Stöckchen bekommen wollen, werden von der Kommandante, weil sie das Wild nicht erlegen. Die Wildentführung ist also polizeiwidrig. Um die Jagd zu ermöglichen zu können, soll man bedenken, daß die Jünglinge, um die es sich handelt, nicht eine kleine Menge haben in den und herum gewanderten Jäger den einen Stand gemacht und gegen sie den ein kleines unheimliches Geräusch (Schrei): der Jäger wurde um Streichhölzer. Dabei haben die Jäger mehrere Stämme beschlagnahmt.

Einer zahlte sächsische Steuer jährlich 20 Mk., der zweite 40 Mk., der dritte 16 Mk. (und 24 Mk. an Preußen). Dazu kommt, daß die Berechtigung zur Ausübung des Wandergewerbes in jeder Reichshauptmannschaft extra mit 6 Mk. erkaufte werden muß. Alle hatten diese 6 Mark entrichtet und dennoch werden sie fortgewiesen. An ihrer Stelle dürfen italienische Jungen mit dem Wissen auf dem Arm und dem Gute in der Hand ganz ungenutzt fechten gehen. Die Begründung der Maßregel mit dem Hinweis auf die Gebrechlichkeit der Invaliden — denen ein Arm oder ein Bein fehlt — verdient für immer festgehalten zu werden. Das ist die „christliche Liebe“ in ihrer höchsten Verfeinerung, die den armen Bruder mit Hunger frakt, weil er ein Krüppel ist.

Der Diebstahl von — Elektrizität ist gewiss eine Erfindung der Natur, aber in der That nach einer Mitteilung des Internationalen Patent-Bureaus, Carl Fr. Reichelt, Berlin W. 6, in den Großstädten Nordamerikas immer mehr an Ausdehnung gewinnen soll. Auch bei uns kommt es wohl hier und da vor, daß in einem Hause unheimlicher Weise der in einer Wohnung vorhandene Gas-Anschluß entzündet und auf diese Weise die Gasfabrik bestohlen wird; in ähnlicher Weise werden nun in Amerika die Elektrizitätswerke benachteiligt, indem ohne deren Wissen Leitungen abgezweigt und benutzt werden. Ganz besonders sollen die elektrischen Eisenbahnen mit Untergund-Zuführung darunter zu leiden haben, wo allerdings die Abzweigung einer Leitung am leichtesten und unauffälligsten geschehen kann. Großen Scandal erregte in dieser Beziehung ein Gas in Brooklyn, welches sich auf diese Weise lange Zeit hindurch billige elektrische Beleuchtung verschafft hatte und nunmehr dabei abgefaßt wurde. Die Gesellschaften haben sich daher genötigt gesehen, eine hohe Belohnung für den Nachweis solcher Verbrechen auszusetzen, da die Differenzen zwischen erzeugtem Strom und nachgewiesenen, bezahltem Verbrauch immer größer werden, woraus sich also klar ergibt, daß noch viele solche blinde Abonnenten vorhanden sind.

Ein früherer Prinz. In der bulgarischen Armee, schreibt die Wiener Wochenschrift „Neue Revue“, herrscht seit einigen Tagen heller Jubel. Kronprinz Boris hat in Begleitung seines Kindermädchens dem Lager von Kniascheno bei Sofia einen längeren Besuch abgestattet und bei den Soldaten und Offizieren eine begeisterte Aufnahme gefunden, die ausschließlich ihm selbst galt und nicht etwa dem Kindermädchen. Der Prinz scheint nämlich, dank einer besonders glücklichen Veranlagung, über das Stadium der Jünglingsjahre schon hinausgekommen zu sein, denn seine Geliebte hatten es, trotz des jungen Alters des Knaben, für angemessen, ihm für seine weitere Fortbildung jetzt schon lebendige Soldaten zur Verfügung zu stellen. Das kleine Experiment im Lager von Kniascheno gelang aber alles Erwarten gut, denn Prinz Boris „besichtigte“ nicht nur das Lager in allen seinen Theilen, sondern „wohnte“ auch der Drillung der Truppen „bei“ und sagte nach Beendigung der Parade zu den ihm umringenden Offizieren: „Ich bin sehr zufrieden, ich danke Ihnen, meine Herren!“ Diese fast beängstigende Frühreise eines dreijährigen Kindes giebt zu denken. Bis zu welchem unerreichbaren Höhenpunkte der Regierungskunst wird es ein Prinz bringen müssen, welcher, kaum dem Säuglingsalter entwachsen schon voll erblühte Regentenqualifikationen zeigt! Da braucht sich das Wiener Blatt übrigens gar nicht so sehr zu wundern, daß Prinz Boris selbst allen anderen Prinzen in militärischen Tugenden so weit voraus ist, hat er doch schon als Säugling die goldene Tapferkeits-Medaille erhalten.

Einer der reichsten Millionäre Newyorks, Herr Kouß, verspricht in den Zeitungen Demjenigen eine Million Dollars, der ihn von seiner Blindheit befreien kann. Der Sehnerb ist ihm abgestorben. Täglich kommen Hunderte von Anerbietungen, das Werk der Wiederherstellung seines Auges zu leisten. Herr Kouß aber ist so vorsichtig, diejenigen Versuche, die ihm einleuchten, an einem blinden Angestellten vornehmen zu lassen. Bisher hat noch kein Versuch eingeschlagen. Die Million wartet noch auf ihren künftigen Besitzer.

Ein neuer Blondin. J. C. Hardy, ein Seiltänzer, hat in Niagara Falls das Kunststück Blondins nachgemacht und auf schwankendem Drahtseil den Abgrund der Niagarafälle überschritten. Von einem Pfeiler der Hängebrücke, unterhalb der Fälle, reichte das Seil von Ufer zu Ufer, 160 Fuß hoch über dem tosenden Wasserfall. Leichtes Schrittes bestieg der Tollkühne von der canadischen Seite den schmalen Drahtseilpfad. Unterwegs führte er schwierige „Pas“ aus, hüpfte lustig umher und vollbrachte Kunststücke, bei deren Anblick den Zuschauern die Haare zu Berge stiegen. Eine Strecke schritt er mit Ärben an den Füßen schwankend vorwärts; dann steckte er seinen Kopf in einen Sack und schaute vorsichtig mit den Füßen den Weg. Schließlich ließ er sich an den Füßchen vom Seile herabhängen. Eine nach Tausenden zählende Menschenmenge wohnte dem aufregenden Schauspiel bei.

Victoria-Theater.
Direktion Müller.
Sollständig neues Programm.
Spreiz: Nummer 1. Markt
Abend 75 Pf., Ganze 50 Pf. im
Korridor nummeriert 75 Pf.
Abend 60 Pf., Ganze 40 Pf.
Spreiz von Bergparten zahlen
10 Pf. Anfang 8 Uhr.

Hochverraths-Prozess
Liebknecht, Bebel, Hepner
vor dem
Schwurgericht zu Leipzig
vom 11. — 26. März 1896
ist beider das Schicksal erdunkelt.
Preis des Heftes 20 Pf.
Mit dem Chronikum kann jeder
den Beginn werden.
Kombierter Verlag jeder Buchhandlung

Achtung!
Copier und Berufsgenossen
Breslau's.
Öffentliche Versammlung.
Dienstag, den 11. August, Abends 8 Uhr,
im Saale „zur Kaiserburg“, Knebelstraße 10.
Agenda: 1. Die Organisationsfrage. 2. Selbstthätigkeit.
Sind die Genossen in der Lage, eine neue Partei zu bilden?
Geld 10 Pf. Der Einberufer.

Dem geehrten Publikum empfehle ich mein großes
Sarg-Magazin
zu den billigsten Preisen.
Katafalks und Bestattungsgegenstände gratis.
Th. Muszynski, Tischlermeister,
40, Gräbischener-Str. 40, neben der
Hof-Apothek.

Volk's-Lexikon
Nachschlagewerk für Familien
mit besonderer Berücksichtigung
der
Arbeiter-Gesetzgebung,
Gewerkschaften,
Handelsbuchführung,
Social-Politik
beruhten von
Emanuel Wurm.
Preis des Heft 20 Pf.
In heiligen durch die Eisenbahn
zu beziehen.

Vereins-Kalender.
Breslau.
Dienstag, den 11. August:
Franken - Unterdrückung
der Schreiber Deutschlands.
(E. S. Brunnhölzer) 1896
11 Uhr: Kaffeeabend im Cap-
itol „zum roten Thier“. Kap-
itel der 21. Seite will
wenn - Kaffeeabend neuer Mitglieder

Herren-Schießen und Gamschützen von 6 Mk. an.
Kauf-Schießen mit und ohne Zinsen von 9 Mk. an. 1144
A. Hanisch, Renmarkt Nr. 3.

5 Pf. Sumatra-Cigarren
Eigentliches Qualitäts-Produkt, vorzüglich im Geschmack.
100 Cml 2 Mk., 250 Cml 3 Mk., 500 Cml 5 Mk.
empfehle gegen Nachahmung 1894
Cigarrenfabrik E. Lampke vom Lirscheim
Fabrik und Export:
Breslau, Komplatz 11, am Obermarkt.
Filialen: Hauptstraße 1, Nummer 25, Friedrich-Wilhelm-
Kraße 4, Hauptstraße 78, Hauptstraße 47.
Beliefert und angeregter am meisten für den Export.

Rohtabak!
Sumatra-Reden à Pfd. 1.40, 1.70, 2.00, 2.40, 2.50 bis 4.00
Carmen-Blatt Ia Ia à Pfd. 1.30—1.35
Fäzler Einlage u. Umblatt à Pfd. 0.70, 0.75, 0.80.
Fäzler Brahl à Pfd. 1.00, 1.15, 1.30, 1.40 bis 2.40.
Häckerlein Einlage u. Umblatt à Pfd. 0.75, 0.80.
Java-Blatt à Pfd. 1.10, 1.25, 1.40, 1.50.
Scheitler Brahl à Pfd. 0.30, 0.50, 0.65, 0.80.
Cuba und Havana in ff. Qualitäten bis 3/4
Johannes Kubis, Scafenplatz 1.

Jubiläums- 25 Ausgabe.
Eocher erschien die illustrierte Ausgabe von
August Bebel:
Die Frau u. der Sozialismus
Seit-Ausgabe. Komplet in 10 Heften à 20 Pfennig.
In heiligen durch die Eisenbahn.

Städteordnung
für die östlichen Provinzen
der preussischen Monarchie
vom 30. Mai 1853,
in ihrer durch die neueren und
neuesten Gesetze bedingten Fassung.
Durch die einschlägigen Gesetze,
die Entscheidungen des Oberver-
waltungsgerichts, die ergangenen
Ministerial-Erlassungen u. s. w.,
ergänzt und erläutert
von Otto Kotze,
Bürgermeister a. D.
II. vermehrte Auflage.
Preis 75 Pfennig.
In heiligen durch die
Exped. d. „Volkswacht“.

Von der Bergwerks-Inspektion in Oberschlesien.*)

Im Jahre 1895 waren auf den ober-schlesischen Steinkohlengruben 3937 Frauen und Mädchen beschäftigt; 2386 arbeiteten auf den Zink- und Bleierzgruben, d. h. von der Gesamtbeschäftigung ober-schlesischer Gruben war das weibliche Element mit 8,49 pCt. vertreten, während im Ganzen preussischen Bergbau der Durchschnitt 2,23 pCt. betrug.

Die Grubenarbeit ist dem weiblichen Organismus nicht schädlich, so lesen wir in den Berichten der Berginspektoren für Oberschlesien Gruben. Einige der Herren geben sogar ihr jedenfalls vollwertiges Entschieden dahin ab, daß „der Einfluß der Arbeit auf die körperliche Entwicklung der Arbeiterinnen ein guter ist.“ Dem stehen zwar ärztliche Zeugnisse entgegen, wie das Gegenheil constatieren, aber wer wagt es, die Rundgebungen preussischer Beamten zu bezweifeln? Wir nicht, trotzdem wir aus eigener Anschauung den „guten Einfluß“ der Grubenarbeit auf die ober-schlesischen Frauen kennen gelernt. Wir erinnern uns auch, in dem Rante'schen Werke „Der Mensch“ Tabellen gefunden zu haben, durch die das Zurückbleiben der körperlichen Entwicklung der Bergmannskinder erwiesen wird, und können wir auch hier aus eigener Anschauung dem ober-schlesischen Nachwuchs der Knappenbevölkerung das Zeugnis geben, eine ganz erhebliche Stufe der Degeneration erklimmen zu haben. Nicht mit Unrecht dürfen wir dies auf die schwere Arbeit der Mütter zurückführen. Uns springt in dieser Frage als Befürworter auch bei der Gewerberat von Duppel, in dessen Inspektionsgebiet der größte Theil der Gruben Oberschlesiens liegt. Dieser Herr hebt in seinem Bericht pro 1894 ausdrücklich hervor, daß „die körperliche Entwicklung der Jugend Oberschlesiens sehr viel zu wünschen übrig läßt.“ Zwar meint der Mann, dies sei der schlechten Ernährung gebannt (diese ist auch nur eine Folge der „schlechten Wirtschaftlichkeit“ der ober-schlesischen Arbeiter), doch lassen verschiedene Stellen in seinem Bericht vermuthen, daß er weiß, wo des Pudels Kern ist: die Zerstörung des weiblichen Organismus durch die schwere industrielle Arbeit, besonders auf Gruben und Hütten, macht einen gesunden Nachwuchs unmöglich.

Die Frauenarbeit auf den Gruben Oberschlesiens findet also keine Kritiker in den preussischen Bergräthen. Warum nicht? Vielleicht spricht Herr Polenski, Inspector des Reviers Zarnowitz, im Namen seiner Kollegen, wenn er sagt: „Bei dem geringen Lohn und den tüchtigen Leistungen bilden die Arbeiterinnen eine vortheilhafte Arbeitskraft für die Werke.“

So lange die Herren Matuschka, Valesstrem, Hohenlohe und Donnerstern noch Beamte des Staates finden, die so sehr den „Verhältnissen Rechnung tragen“, können, wird ihr Privileg, daß von allen preussischen Kohlenbaronen nur sie Frauen auf den Gruben in erheblicher Anzahl beschäftigt, bestehen bleiben.

Und wie „vortheilhafte Arbeitskraft“ weiß man den Frauen abzukufen!

Auf der Grube „Conj. Schlesien“, dem Grafen Guido Henkel von Donnerstern gehörig, wurden die Arbeiterinnen mehrschicht drei Stunden täglich beschäftigt. „Wegen gehäufte Arbeit“ wurde dies seitens des Bergamts gestattet; bei dieser „gehäufte Arbeit“ erhielten die Arbeiterinnen denn auch einen Durchschnittslohn von 1 Mark pro Tag. Sind das nicht vortheilhafte Arbeitskräfte?

Noch notwendiger erscheint die Frauenarbeit für die gräflichen und fürstlichen Grubenbesitzer, wenn man hört, daß Frauenlöhne von 60 und 70 Pfennige pro Schicht nichts seltenes sind!

Aber nur aus purer Liebe zu dem Arbeitermann stellt der ober-schlesische Grubenbesitzer Frauen und Kinder ein. Der Verdienst derselben kommt dem Familienvater „bei der theuren Lebenshaltung“ sehr gelegen. (S. 562 a. a. D.). Merkwürdigerweise reden die Kollegen des Herrn Pfeiffer (Revier Königshütte), der den oben gesperrt gedruckten Ausspruch that, von sehr „billigen Lebensmittelpreisen“ (570 u. 575 a. a. D.), dem „anerkannt billigen Lebensunterhalt“ der ober-schlesischen Arbeiterschaft. Das Märchen ist aber gelöst, wenn man vernimmt, daß die sehr niedrigen Löhne der Arbeiter durch die „billige Lebenshaltung“ gerechtfertigt werden müssen.

Es geht doch nichts über die Vielseitigkeit der preussischen Beamten. Einmal sind die Lebensmittel theuer — daher die Frauenarbeit; das andere Mal sind dieselben Lebensmittel billig — daher die niedrigen Löhne.

Noch etwas über die gezahlten Arbeitslöhne. Herr Berggrath Triebel (Ratibor) meldet mit sehr unschuldiger Miene, daß der Durchschnittslohn der Bergleute seines Bezirks 1,79 Mark für zehn- bis zwölfstündige Schicht betrage. Der Herr Inspector inspiciert die Gruben des Fürsten von Hohenlohe, des Grafen von Donnerstern und anderer hohen Herren und finden wir hier also nochmals amtlich bestätigt, daß man Mitglied des Hochadels sein, und doch wahrhaft erbärmliche Löhne zahlen kann. Im Revier Rattowitz beträgt der Durchschnittslohn des Bergmanns 2,15 Mark für 10—12 Stunden Arbeit. Zu bemängeln hat der betreffende Beamte an der Lohnhöhe nichts, da „Speck und Schweinefleisch, Kraut und Kartoffeln“ eine „Hauptrolle“ in der Ernährung der In-

dustriebevölkerung spielen und diese Waaren „ebenfalls verhältnismäßig niedrig gewesen“. Daß außer den oben genannten Nahrungsmitteln auch noch andere dem Arbeiter Preußen-Rußlands zuzuführen, schenkt dem Mann nicht einzufallen. Ja, er berichtet, daß es sehr schwer sei, die Bevölkerung an neue Nahrungsmittel zu gewöhnen“. Die Verwaltung der „Königs- und Laurahütte“ hatte billige See-fische en gros kommen lassen, doch fanden diese bei den Arbeitern keinen Anklang. Das Volk will nun einmal nichts anderes wie Speck und Schweinefleisch, Kartoffeln und Kraut, daher lasse man ihm den Willen, halte den Lohn auf der Höhe wie bisher.

Eigenthümlich, kommen die Arbeiter Oberschlesiens nach Rheinland-Westfalen, dann gewöhnen sie sich sehr schnell an die hier übliche bessere Lebenshaltung.

Sehr interessant ist das Geständnis der Beamten der Familie Tiele-Winkler (Bergrevier Myslowitz-Rattowitz), daß „trotz der angestrengten, hohen Production der Gruben“ die Löhne sich nicht wesentlich verändert haben. Sind sie „ganz geringfügig“ gesunken oder gestiegen? Nach dem Bericht des Handelsministeriums ist das erstere der Fall.

Der Inspector Triebel-Ratibor ist denn auch so freundlich, uns einen intimen Blick in die so sehr gerühmten Ernährungsverhältnisse der Arbeiter zu gestatten. Er meldet nämlich, daß die Arbeiter zum Frühstück- und Mittagbrot aufgewärmten oder auch kalten Kaffee genießen. Und wir fügen aus eigener Erfahrung hinzu, daß zu dem sicher „nahrungsreichen“ Getränk meistens ein Stück graues Brot, ohne Butter zugeben wird. Die ober-schlesischen Bergleute müssen sich eben nach der Decke strecken, die ihnen von ihren „Brotgebern“ zugemessen wird.

Bezüglich der Wohnungen sind die Arbeiter im allgemeinen bedürftlos. So spricht Berggrath Heintze (Hohenlohe), und dann soll es auch wohl wahr sein. Ganz Unrecht hat der Mann gewiß nicht, denn ein Culturmenschen wird sich schürstens bedanken, jene Höhlen zu bewohnen, in denen die Arbeiter Oberschlesiens sich ihr „trautes Heim“ aufgeschlagen. Aber warum sind die Leute bedürftlos? Warum „beschränkt sich die Wohnung des Arbeiters auf eine Stube und Küche“, wie der Beamte aus Rattowitz meidet? Weil die Beschaffung von Speck und Schweinefleisch, Kartoffeln und Kraut, trotz ihrer unerschütterlich angegebenen niedrigen Preishöhe, den größten Theil des leider so kleinen Lohnes beanspruchen. Bei „Durchschnittslöhnen“ von 1,50 bis 2 Mark ist das Mithen einer halbwegs anständigen Wohnung unmöglich. Der Roth gehorchend, ist der ober-schlesische Proletar „bezüglich der Wohnungen bedürftlos.“ Im Ruhrgebiet, bei höheren Löhnen, ändert sich dies sehr bald.

Kein Wort des Tadels findet die preussische Berginspektion über die niedrigen Löhne, der daraus bedingten jämmerlichen Lebenshaltung. Die Höhlen, euphemistisch genannt Wohnungen, werden nicht bemängelt. Es ist so, es bleibt so, da es gut ist.

Das Institut der Berginspektoren, geschaffen — so denken wir wenigstens —, um eine die Volkscultur fördernde Wirkung auszuüben, trägt den ober-schlesischen Verhältnissen Rechnung, auf gut deutsch: erklärt sich mit dem volkswidrigen Wirken des ober-schlesischen Capitals einverstanden.

Dies zeigt sich sehr deutlich bei der Frage der Waschkannen und Bade-Anstalten auf den Gruben. Solche giebt's in Oberschlesien nur auf der kaiserlichen Grube „Königin Luisegrube“. Warum nicht auch anderswo? Herr Triebel aus Ratibor ist der Meinung, daß es nicht geboten sei, die Gruben-Verwaltungen zur Erbauung von Bade-Einrichtungen anzuhalten, da sonst die Bergleute bei dem langen Nachhauseweg oft durch kältesten Schnee waten müßten, und daher sich leicht erkälten könnten!!!

Welche rührende Fürsorge für die Arbeiter! Also nur, um den Arbeitern keinen Schnupfen aufzuhalsen, unterbleibt die Errichtung der Bade-Anstalten. Dabei rühmt die Zahl der Unfälle im Revier des Herrn Triebel um 46 gegen das Vorjahr zu; die Schwächung der Sehkraft unter den Arbeitern wegen ungenügender Grubenbeleuchtung wird ebenfalls constatirt; Triebel führt Klage über schlechtes Trinkwasser, wodurch bei den Arbeitern Magen- und Darmkatarrhe entstanden. Von einer radikalen Aenderung dieser Mißstände wird aber nichts bemerkt. Schwere, tödliche Erkrankungen und Verunglückungen sind also an der Tagesordnung; mit ihnen findet man sich ab; aber Bade-Anstalten errichten, damit die Arbeiter sich erkälten — da sei Gott vor. Eine Possen, aber leider eine sehr traurige für die Arbeiter.

Was sonst noch gemeldet wird, hat mehr sachtechnisches Gepräge. Erwähnt sei nur noch, daß die Inspektoren den von katholischen Geistlichen geleiteten „Arbeitervereinen“ hohes Lob zollen, als „Förderer der guten Sitte“. Dies mag das Bild verpoetisirenden Organisationen, die ernstlich die sociale Lage der ober-schlesischen Proletarier bessern wollen, werden als „Umstürzer“ von Behörden Geistlichkeit und Capital erfolgt. Sie könnten auch das Joch an der russischen Grenze ganz erheblich in das Gegentheil umkehren. Sie könnten mit Erfolg beweisen, daß der ober-schlesische Arbeiter durchaus nicht so bedürftlos ist, wie es uns die preussischen Berggräthe glauben machen wollen. Vielleicht würden sie auch lieber einen Schnupfen in Kauf nehmen, als mit lothigem Dred bedeckt durch den kältesten

Schnee nach Hause zu wandern, um hier, Angekichts der Kinder und Erwachsenen, im Abmantel die Reinigung vorzunehmen.

Zu bemängeln haben unsere preussischen Berggräthe in Oberschlesien nichts. Einigen „unwesentlichen“ Ausstellungen wird immer prompt und willig von den Verwaltungen genüge geleistet. Alles ist gut und ordnungsgemäß im Lande der Valesstrem und Donnerstern. Nur schade, daß die 114 Bergmannsleichen auf den Kirchhöfen von Jalenze und Rattowitz eine andere Sprache reden.

Locale Rundschau.

Breslau, den 10. August 1896.

* Die armen Handwerker sollen nun endlich ganz glücklich gemacht werden: Die Zwangsinnung soll ihnen nach dem neuen, von uns im Auszuge veröffentlichten Entwurf der Regierung bescheert und damit alles wieder in's Geleise gebracht werden, was bisher übel stand im Handwerk. Ob sich viele Handwerker finden werden, die sich für die neuen Mittel zur Rettung des Handwerks begeistern? Große Begeisterung hat der neue Entwurf bisher nirgends gefunden, auch unsere hiesigen react. onären Zeitungen, wie die „Schles. Ztg.“ und die „Schles. Morgenztg.“ haben allerlei an demselben auszusetzen. Den meisten Reactionären und Innungsschwärmern gehen die Bestimmungen des Entwurfs noch nicht weit genug — sie möchten am liebsten, daß all denen, die in der Folge nicht einer Zwangsinnung angehören, der Betrieb eines selbstständigen Geschäftes überhaupt unterlagert werde. Das ist selbst der „Schles. Ztg.“ zu viel; sie meint zu dieser Forderung:

„Wir fürchten aber, daß eine solche Bestimmung neue Schwierigkeiten im Gefolge haben würde, die vielleicht noch viel erheblicher wären, als diejenigen sind, denen eine so rigorose Durchführung des Zwangswanges entgegenzuwirken allerdings geeignet wäre. Es würden in Folge einer solchen Fassung des in Frage kommenden Gesetzesparagraphen eine große Menge von Elementen in die Innungen gedrängt werden, die nicht in sie hineingehören, die als Vertreter des Handwerks überhaupt nicht anzusehen sind. Das ganze Innungswesen würde dann von vornherein den Keim des Zerfalls in sich tragen, weil die auch bei unveränderter Annahme des Entwurfs nicht gänzlich ausgeschlossene Gefahr des Entstehens einer innungsfeindlichen Mehrheit innerhalb der Innung dann wohl als unabwendbar angesehen werden müßte.“

Das wäre allerdings eine böse Geschichte! Was übrigens aus diesem ganzen Entwurf schließlich entstehen mag, werden seine Räter selbst nicht wissen. Wir werden die Zwangsinnungen und den Befähigungsnachweis auf's Entschiedenste bekämpfen; wenn diese Einrichtungen aber wirklich eingeführt werden, so wollen wir uns darum keine schlaflosen Nächte machen. Denn eher wollen wir an die Wunder des heiligen Rodes von Erier glauben, als an das große Wunder, welches die Zwangsinnungen vollbringen sollen, nämlich dem Handwerk seine Existenz gegenüber der Concurrenz des Großcapitals zu sichern und den ganzen socialen Proceß unserer Zeit zum Stillstand zu bringen.

Wir sind nicht, wie in den Blättern so oft gelogen wird, als Partei bemüht, dem Handwerkerthum Abbruch zu thun; dazu haben wir weder die Macht noch auch die Lust. Tausende und Abertausende von Handwerkern gehen mit der Socialdemokratie, weil sie deren Auffassung selbst theilen, das Handwerkerthum dem Untergang geweiht ist. Die Socialdemokratie hat von allen Parteien allein den Muth, dies dem Handwerkerthum offen zu sagen; andere Parteien, von den Junkern und Pfaffen bis zur bürgerlichen Demokratie, schlagen ihre Palliativmittelchen vor, wie Productiv-Genossenschaften und Aehnliches.

Was da unternommen wird, ist nichts anderes, als die Ruinände wiederherzustellen, die von der französischen Revolution zertrümmert worden sind. Die Wirkungen dieser Umwälzung auf Deutschland führten dazu, daß in Preußen am 24. October 1807 neben anderen Reformen auch die Aufhebung des Zwangswanges decretirt und die Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Nach neun Jahrzehnten will man wieder hinter die Stein-Gardenbergische Aera zurückgehen, die sonst als eine glänzende Episode der preussischen Geschichte gepriesen wird! Mag man es immerhin thun! Zu dem Fiasko, das die bureaukratische Socialpolitik in der Arbeiterfrage gemacht hat, wird dann ein weiteres Fiasko derselben in der Handwerkerfrage kommen. Das wird der ganze Erfolg sein, wie man mit aller Zuversicht heute schon sagen kann.

Wir glauben es den leitenden Staatsmännern herzlich gerne, daß sie den Mittelstand, resp. das künftige Handwerkerthum, gerne erhalten möchten, denn die vielen reactionären Elemente im Kleinmeisterthum erscheinen ihnen als ein starker Damm gegen die Socialdemokratie. Aber wenn der moderne Staat Zwangsinnungen einführt, die den Handwerker mit seinem Zwergebetrieb gegen das Großcapital schützen sollen, so ist derselbe Staat andererseits wiederum genöthigt, dem Großcapital die Wege zu ebnen, indem er die Verkehrsmittel ausbildet und damit überall großcapitalistische Anlagen ermöglicht, sowie deren Concurrenz in die entferntesten und abgelegenen Landestheile trägt. An diesem inneren Widerspruch muß die „Mittelstands-Politik“ scheitern.

Das Ende vom Ganzen wird sein, daß auch dem Scheitern dieser Socialpolitik ein guter Theil des Handwerkerthums nicht mehr an dieselbe glaubt und statt an das Kunstlerthum sich an die Socialdemokratie anschließt.

*) Wir beziehen uns bei nachfolgenden Ausführungen auf den Bericht der preussischen Berginspektoren pro 1895. Als Anhang gegeben zu den Berichten der preussischen Gewerberat.

